Nr. 410. XXVIII. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, den 14. August 1899.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Herr Delcassé in Petersburg.

(Von unserem Korrespondenten.)

✠ **Petersburg,** 12. August.

Herr Delcassé hat unsere Residenz verlassen, nachdem er während seines hiesigen Aufenthaltes der Held des Tages gewesen war und durch sein gleichsam deus ex machina-Erscheinen an der Newa die ein wenig in Vergessenheit gerathenen franko-russischen Sympathien nach Möglichkeit wieder aufgewärmt hatte. Es wird versichert, daß man im hiesigen Ministerium des Auswärtigen nicht wenig und keineswegs sehr angenehm überrascht war, als der plötzliche Entschluß des französischen Ministers bekannt wurde. Man wußte nicht recht was den „Schüler Gambettas“, wie Herr Herr Delcassé sich mit Vorliebe nennt, im gegenwärtigen Momente veranlassen mochte, die Pilgerfahrt nach Petersburg zu unternehmen. Einige wollen selbst in dem Toaste des Grafen Muravjew, in dem von der „so unerwarteten Schnelligkeit“ der Reise Delcassés die Rede war, eine der seitens des Grafen Murawjew beliebten witzigen Pointen herausgehört haben, in die man ihm nicht zuzweifeln sein Erstaunen über Schritte kleidet, die ihm nicht ganz rückhaltlos gebilligt werden.

Uebrigens scheint Herrn Delcassés Portefeuille, was aktuelle politische Fragen betrifft, recht leer gewesen zu sein, und man wird es in Petersburg auch kaum mit wichtigen diplomatischen Geheimstücken gefüllt haben. Der heutigen französischen Regierung wird es, wie man hier vermeint, hauptsächlich darum zu thun gewesen sein, den französischen Nationalisten den Mund zu stopfen und durch ein erneutes Bekräftigen der famosen Allianz die eigene Stellung zu festigen. Russischerseits findet man diesen Wunsch vollkommen begreiflich und ist Herrn Delcassé schon allein aus Höflichkeit soweit als möglich mit zu nichts verpflichtenden Freundschaftserklärungen entgegengekommen, — wie man es hier bereits gewohnt ist — vom französischen Redner gewaltig übertrumpft wurden. Herr Delcassé ist seinen wohlfeilen Triumph davongetragen und kann tief befriedigt nach Paris zurückkehren, wo seine „erfolgreiche Reise“ jedenfalls den angenehmsten Eindruck hervorrufen wird. In Petersburg beeile sich Delcassé, zu erklären, daß sich in Berlin auf dem Rückweg nicht aufhalten werde, sein Besuch einzig und allein Petersburg gegolten habe und dem Bedürfnisse entsprungen sei, die freundschaftlichen Bande aufs Neue fester zu schließen. Er äußerte auch, daß Herr Hubert ganz besonders befriedigt von der Reiseidee gewesen und ihm wiederholt Eile empfohlen habe. Herr Delcassé in Petersburg sehr freundlich aufgenommen worden, wenn auch auffiel, daß man sich augenscheinlich bemühte, seinem Besuch jede andere Bedeutung, als eine lediglich konventionelle, zu nehmen. So betheiligten sich am Diner im Grafen Murawjew nur 16 Personen — für derartige Gelegenheiten eine ganz minime Ziffer. Aufgefallen ist die große Liebenswürdigkeit, die der Finanzminister Witte dem französischen Staatsmann gegenüber entwickelte. Im ganzen jedoch hat der französische Besuch den Eindruck hinterlassen, daß er ein recht deutungsloses Manöver war, angestellt, um in Paris den gewünschten Eindruck hervorzurufen. Politisch ernst ist die Reise des Herrn Delcassé jedenfalls nicht zu nehmen, und jenigen gehen fehl, die aus derselben auf ein erneutes Zusammengehen der russischen und französischen Politik schließen wollen.

Man ist in Rußland höflich und verbindlich, doch verrechnet sich höchst ungern. Die französische Regierung bedarf dringend der Festigung auch nach außen hin, und so mußte ein ganz gelungene Theater-Coup des Herrn Delcassé in Szene gesetzt werden. Seine Wirkung auf das leichtgläubige Paris wird er auch kaum verfehlen.

General Mercier und Casimir Périer.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Rennes,** 13. August.

Der stenographische Bericht über die gestrige Rede Merciers liegt bereits vor. Er enthält noch einige Daten, die dem Leser um so weniger vorenthalten bleiben dürfen, als sie bei der morgenden Konfrontirung zwischen Mercier und dem früheren Präsidenten der Republik Casimir Périer eine Rolle spielen könnten.

Von der Mittheilung des geheimen Bordereaus sprechend, sagt Mercier, er habe vor dem Kassationshof auf diese Frage nicht geantwortet, weil der Kassationshof kein Recht gehabt habe, sie zu stellen. „Jetzt“, sagt er, „habe ich keinen Grund mehr, zu schweigen; denn Sie werden mir nicht die Beleidigung anthun, zu glauben, daß irgend eine Rücksicht auf mein persönliches Interesse oder auf meine persönliche Sicherheit mich einen Augenblick verhindern könnten, zu thun, was ich für meine Pflicht halte.“ Mercier spricht dann, wie berichtet, von der politischen Situation im Jahre 1894, von dem Besuche des Grafen Münster, von der Kriegsgefahr, die angeblich damals bestanden hat. Er erzählt auch, wie gleichfalls schon berichtet, wie Dupuy und er von 8 Uhr Abends bis Mitternacht im Elysée auf die Antwort des Kaisers gewartet hätten, die, so sagt er, Krieg oder Frieden bedeuten konnte. An dieser Stelle verzeichnet der stenographische Bericht eine verneinende Geste Casimir Périers.

Von den bereits erwähnten Vorkehrungen, die er für alle Eventualitäten getroffen, sprechend, sagt Mercier: „Ich hatte dem Generalstabschef General Boisdeffre Befehl ertheilt, sich nach dem Kriegsministerium zu begeben und mich dort mit der nöthigen Anzahl von Offizieren zu erwarten, um, falls erforderlich, sofort die Telegramme abzusenden, welche die Vorkehrungen für die Mobilisation veranlassen sollten. Sie sehen, meine Herren, daß wir zwei Finger breit vom Kriege waren. Erst um halb 1 Uhr benachrichtigte mich der Präsident der Republik, daß Graf Münster definitiv ebenso wie sein Souverän die Inserirung der ziemlich allgemein gehaltenen Note annahm, welche die Betheiligung der Botschaft verneinte. Darauf spielte ich an, als ich sagte, daß man Versicherungen der Diplomatie nicht immer für baare Münze nehmen dürfte; denn es ist sicher, daß diese Versicherung nicht absolut richtig, sondern von der Staatsraison diktirt war.“

Mercier erklärt dann, daß Frankreich damals in der Umwandlung seiner Armee begriffen war und den Krieg nicht wünschen konnte. Dann fährt er fort: „Was die diplomatische Lage betrifft, so war Kaiser Alexander III. soeben verschieden. Sein Nachfolger, Kaiser Nikolaus, schien von den besten Absichten beseelt, aber wir wußten noch nicht, ob er die Militärkonventionen ratifiziren würde, die Casimir Périer damals als Ministerpräsident und Minister des Aeußeren mit seinem Vorgänger geschlossen hatte. Wir wußten nicht, ob Rußland mit uns marschiren würde. So mußte ich aus Ergebenheit für mein Land mein Möglichstes thun, um den Krieg zu vermeiden.

Durfte ich andererseits die Richter des Kriegsgerichts in Unkenntniß der Schuldbeweise lassen, die auf Dreyfus lasteten? Durfte ich zu einem relativen Ausschluß der Oeffentlichkeit meine Zuflucht nehmen? Ich habe kein Vertrauen zu dem Ausschluß der Oeffentlichkeit. Die Presse gelangt in den Besitz von allem, was sie will, und veröffentlicht es. So that ich, was man schon bei den meisten Spionageaffären gethan hat, ich legte die geheimen Schriftstücke in einen versiegelten Umschlag und sandte sie, ich glaube am zweiten Tage, dem Präsidenten des Kriegsgerichts, indem ich sagen ließ, ich hätte kein Recht, ihm einen positiven Befehl zu geben, aber ich gäbe ihm unter meiner Verantwortung den moralischen Befehl, sie den Richtern des Kriegsgerichts mitzutheilen. Ich habe den Colonel Maurel nicht gesehen, selbst nicht nach der Urtheilsfällung. Erst nach der Kammersitzung am 5. Juni dieses Jahres, wo meine Strafverfolgung verlangt wurde, habe ich mich berechtigt geglaubt, den Colonel Maurel aufzusuchen und ihn zu fragen, was im Kriegsgericht geschehen sei.“

Man sieht hier das ganze Vertheidigungssystem Merciers. Das ganze System basirt darauf, daß 1894 eine entschiedene Kriegsgefahr bestand. Vielleicht äußert sich Casimir Périer morgen darüber.

Die Art, in welcher die Pariser nationalistische Presse wieder den Verhandlungsbericht fälscht und den gestrigen totalen Zusammenbruch Merciers als großen Sieg ausposaunt, würde einfach grotesk wirken, wenn man nicht befürchten müßte, daß das Publikum auch jetzt noch diese Lügenberichte als lautere Wahrheit hinnehmen möchte. Dieselbe Presse, welche gestern Morgen nach Mercier zugerufen hatte: „Reden Sie, General!“ und die von „niederschmetternden Enthüllungen“ fabulirte, erklärt sich jetzt befriedigt, ja sie feiert das Auftreten Merciers wie einen Sieg, obgleich die „Enthüllungen“ ausgeblieben sind. Das „Echo de Paris“ vertröstet seine Leser damit, daß Mercier morgen erklären werde, der russische Militärbevollmächtigte General Fredericksz habe Mercier zuerst Dreyfus als Spion bezeichnet. Das ist bekanntlich eine alte Geschichte.

Einige französische Journalisten gewisser Parteifärbung suchen hier eine Hetze gegen die fremden Korrespondenten zu veranstalten unter dem Vorgeben, daß einige auswärtige Korrespondenten gestern unter Denjenigen gewesen seien, die Mercier mit „Huh, huh!“ hinausgehöhnt hätten. Das alles ist nur die Folge der schlechten Stimmung, in welcher die Dreyfus-Gegner sich seit gestern befinden.

* * *

△ **Rennes,** 13. August. (Privat-Telegramm.) Der Zeuge Müller, derselbe, welcher im Schlafzimmer des Kaisers in Potsdam die „Libre Parole“ mit den Worten: „Dreyfus ist gefangen“ gesehen haben will, kommt nicht nach Rennes. Wie ich von einem der Vertheidiger erfahre, hat Müller an den Präsidenten des Kriegsgerichts geschrieben, es sei ihm unmöglich, in Rennes zu erscheinen.

* * *

L. Paris, 13. August. (Privat-Telegramm.) Im Antidreyfus-Lager herrscht über Merciers öde Aussagen helle Verwirrung. Die Morgenblätter suchen allerdings Merciers Rede ernst zu nehmen und behaupten, der General habe Dreyfus' Schuld dargethan. Einzelne versteigen sich sogar zu der Behauptung, Dreyfus sei definitiv gerichtet.(!) Hingegen herrscht natürlich heller Jubel im Dreyfus-Lager. Cornely telegraphirte an den „Figaro“: „Ich betrachte den Prozeß als beendet und Dreyfus schon jetzt als freigesprochen.“ Jaurès beendet seinen vor Freude überströmenden Artikel in der „Petite République“: „Von jetzt ab ist Mercier der Angeklagte.“ Andere Dreyfus-Blätter erklären, daß die Deputirten nach dem Geständniß betreffs der geheimen Uebersendung der Beweisstücke im ersten Prozesse Merciers Versetzung in Anklagezustand nicht ablehnen können. Im Uebrigen gilt die erste Woche nur als Scharmützel. Am Montag mit der Konfrontation Merciers und Périers beginne erst der wahre Kampf, aber in denselben treten die Dreyfüsler siegesmuthig, die Antidreyfüsler halb geschlagen und führerlos.

Das Komplot Déroulèdes.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L. Paris, 13. August.

Das plötzliche Vorgehen gegen Déroulède und seinen Anhang wurde in einer Sitzung des Ministerrathes in Ramboutllet am Donnerstag beschlossen. Man hatte ein ungewohnt strenges Geheimniß bewahrt, aber Buffet und Andere wurden doch gewarnt. Es verlautet, daß die drei betroffenen Gruppen, die Antisemiten, Patrioten- und Royalistenliga, beabsichtigten, Merciers „Keulenschlag“ auszubeuten und Abends in der ganzen Stadt Plakate anzukleben und Zettel mit Aufrufen an das Volk auszutheilen. Gleichzeitig wären Abends in vielen Stadtvierteln Versammlungen abgehalten worden. Nach deren Ende hätte man manifestirt und wäre gruppenweise nach der „Place de la Concorde“ gewandert, wo

Typen aus Montecarlo.

Von [Nachdruck verboten.]

Richard Nathanson.

Ein Tagelöhner der Roulette.

Herr Laurent hatte drei Stunden am Roulettetisch gesessen. Jetzt vor er die Silberstücke, die in Reihen vor ihm lagen, mit einer Harke dem Kroupier hinüber. Dieser zählte sie durch und schob den Betrag in Papier und Gold umgewechselt zurück. Herr Laurent steckte sein Geld ein und stand auf.

„Spielen Sie heute nicht mehr weiter?“ fragte ihn Beatrice. Er zwinkerte sie mir zu, als wollte sie sagen: Jetzt gieb einmal Acht.

Der Angeredete sah sie mitleidig an. „Sie wissen, Madame, daß ich Jahren in Montecarlo nichts anderes spiele als Schach.“

Er plötzlich verrückt geworden oder wollte er sich über uns machen? Wir hatten ihm doch eben zugesehen, wie er bei Rollen der kleinen Kugel seine Fünffrankenstücke auf den setzte.

„Der Herr kennt mich noch nicht,“ fuhr er, zu meiner Freundin wendet, fort, „denn ich sehe, daß er sich über meine Antwort wundert. Glauben Sie, weil ich sitze und setze, um täglich vierzig Franken nach Hause zu tragen, daß ich hier spiele? Früher habe ich auch einmal gespielt, und die Laufende flogen hin und her, und bald war ich Krösus und bald Kirchenmaus. Dann habe ich das aufgegeben. Jetzt arbeite ich an der Roulette, arbeite so lange, bis ich zwei Goldstücke an jedem Tag fortgeben kann.“

„Gelingt Ihnen das immer?“

„Unter zehn Malen neunmal. Nehmen Sie irgend ein Spiel der Welt und besetzen Sie immer dieselbe Chance mit demselben Betrage, so wird der Moment eintreten, wo Ihr Gegner vier Einsätze Ihr gewonnen hat als Sie, und dann wird aber auch der Augenblick kommen, zu zeigen, in welchem Sie wiederum Ihrem Gegner vier Punkte abgenommen sind. In diesem Moment höre ich auf. Mein Tagewerk ist beendet. Manchmal dauert es nur wenige Minuten, manchmal muß ich zehn Stunden arbeiten, ehe es dahin kommt. Durchschnittlich dreimal im Monat gelingt es gar nicht, und ich verlasse nach elfstündiger Anstrengung den Saal mit einem Verlust, der etwa fünf Einsätze ausmacht. Ich kann also, da es für mich keinen Ruhetag giebt, meinen Monat auf 24 volle Lohntage berechnen. Das macht ein Jahreseinkommen von 11,500 Franken.“

„Sie sind also ein Rentner der Roulette?“

Herr Laurent seufzte. „Ein Tagelöhner, bester Herr, aber kein Rentner. Rente bedeutet Mühelosigkeit des Lebens, während ich schwer arbeiten muß, schwerer oft als der Mann am Webstuhl oder am Pfluge, der doch wenigstens eine Pause zum Essen und zum Trinken machen kann. Ich kann das nicht, ich muß auf dem Posten bleiben, denn gerade während ich mich fortrühre, könnte jener Augenblick des Uebergewichts meiner Chancen eintreten, und ich wäre um alle Mühe gebracht. Ach, es ist ein elendes Leben!“

Er schien sich wirklich für einen gequälten Proletarier zu halten. Ich konnte nicht umhin, ihm zu bemerken, daß an den Tagen, an welchen er nach seiner eigenen Angabe sein Ziel bereits in wenigen Minuten erreicht hätte, seine Existenz eigentlich eine recht bequeme sein müßte. Da kam ich aber schön an.

„Das ist ja gerade das Schlimmste!“ fuhr er auf. „Bis 12 Uhr wartet man auf den Beginn des Tagewerkes, und zehn Minuten nachher steht man da und weiß nicht mehr, was man machen soll. Ich beneide dann beinahe einen Spieler, während ich diese Leute sonst verachte. Denn sie sind dumm, weil sie zwar gewinnen wollen, aber sich auch dem Verlieren aussetzen. Indessen haben sie wenigstens eine Zerstreuung, und ich, der blos vierzig Franken erarbeiten muß, habe keine.“

„Also Sie verachten die Spieler?“

Er sah sich scheu um und sagte ein wenig leiser: „Ich habe mich wohl etwas hinreißen lassen. Man soll seine Brodherren nicht verachten. Denn am letzten Ende lebe ich doch von ihrer Dummheit und ihren Leidenschaften. Die Bank, der ich meine zwei Louis täglich abnehme, ist doch nur die Vermittlerin. Wenn es blos solche Leute gäbe, wie ich es bin, könnte sie nicht existiren, und ich müßte verhungern. Wir Tagelöhner und ein paar große und glückliche Spieler gewinnen etwa zwanzig Millionen im Jahre. Wo sollte die Bank sie hernehmen? Das Vergnügen wäre bald aus. Aber sie selbst gewinnt etwa noch dreißig und leitet außerdem die zwanzig weiteren Millionen aus den Taschen der Spieler in die unserigen über. Woher kommen diese gewaltigen Summen? Etwa von ein paar großen Vermögen, die hier angeblich ruinirt werden? Nein, bester Herr, nur von den vielen Tausenden, und Abertausenden von Vergnügungsreisenden, die hier ihre zwei- und dreihundert Franken riskiren wollen. Die verlieren.“

„Weshalb?“

„Das ist doch sehr einfach. Weil sie Narren sind. Die Bank und wir Arbeiter des Spiels begnügen uns mit einer täglichen Verzinsung von noch nicht einmal zehn Prozent unseres Anlagekapitals. Wer aber mit zweihundert Franken hierherkommt, will blos zwanzig gewinnen. Er will mindestens hundert, auch zweihundert, auch tausend haben, womöglich überhaupt die Bank sprengen. Natürlich verliert er alles, weil er Unsinniges verlangt. Diese Leute kommen mir vor wie Alchymisten im Zeitalter der genau rechnenden Ingenieure. Die Weiber sind darin am schlimmsten. Die werden dann nervös, und einzelne, besonders hysterische, reden sich ein, sie werden betrogen, wenn sie ihre Goldstücke verschwinden sehen. Betrogen! Als ob die Bank auch nur einen Monat länger existiren könnte, wenn eine einzige Unregelmäßigkeit vorkäme und nicht ausschließlich der Zufall waltete!“

„Warum unterstützen aber die Kroupiers diese Wahnvorstellung? Ich habe erst vorhin gehört, wie Einer der pikanten Italienerin dort sagte, wohin sie setzen sollte.“

„Weil sie auch nur Tagelöhner sind und einen kleinen Nebenverdienst haben wollen, außerdem sich aber amüsiren möchten. Gewinnt die Kleine auf der ihr bezeichneten Chance, dann bekommen sie ein gutes Trinkgeld, manchmal auch etwas anderes, falls sie recht hübsche Kerle sind. Verliert sie aber, dann haben sie sich eben geirrt, haben jedoch Gelegenheit gehabt, mit einem schönen und eleganten Weib ein bischen zu plaudern, was niemals zu verachten ist. Diese Leute sind doch schließlich Menschen, die auch Blut in den Adern haben, und